

Europa neu vermessen: Die Rückkehr des Ostens in den europäischen Horizont

KARL SCHLÖGEL

Es ist keine Frage, dass mit dem Lebenshorizont, in dem die geschichtliche Erinnerung ihren Platz hat, sich auch diese selbst ändert. Jede Generation schreibt die Geschichte neu, und das gilt für die Europäer, die das Ende der Teilung Europas, das Ende der langen Nachkriegszeit erlebt haben, in einer ganz besonderen Weise. Für jemanden wie mich, der noch ganz im Schatten des Eisernen Vorhangs aufgewachsen ist, liegt über dem, was seit 1989 geschieht, noch immer der Zauber dessen, dass etwas eingetreten ist, auf das man schon nicht mehr hoffen konnte. Ich rechne mich der Marienborn-Generation zu, jener Generation, der die Prozedur der Grenzüberschreitung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ein *rite de passage* mit allem, was dazu gehört: dem Interzonenzug mit seinem spezifischen Publikum, mit den DDR-Grenzbeamten, die immer dieselben sinnlosen Fragen nach Drogen- oder Waffenbesitz stellten, die Schäferhunde und die Spiegel, mit denen man unter Züge, Autos schaute, die minutiösen Inspektionen der Toiletten in den Zügen, und das allgemeine Aufatmen, wenn alles überstanden war, und eine belebte Unruhe, wenn der Zug oder das Auto sich West-Berlin näherte, das sich durch hellen Lichtschein am Nachthimmel ankündigte. Marienborn, Helmstedt, Probstzella – Namen, Signaturen gleich, einem eingeprägt, ob man wollte oder nicht. Eine Erbschaft, die man mit ins Grab nimmt.

Die jungen Leute, die heute in meinem Alter von damals waren, wissen davon nichts mehr. Es gibt für sie keine Grenze mehr. Sie wissen nicht einmal, wo diese einmal verlaufen ist. Wenn sie an die Hochschule kommen, sind sie vielleicht so jung, dass sie im *annus mirabilis* geboren

sind, in einem anderen Jahr Null. Ich kläre sie in der Vorlesung darüber auf, dass es eine polnische Gewerkschaftsbewegung namens Solidarność gegeben hat, dass es jemanden mit dem Namen Mielke gab und dass es einmal einen schlaksigen, an einen amerikanischen Ostküsten-Intellektuellen erinnernden Mann gegeben hat, der mit seiner Furchtlosigkeit und Geradheit ein ganzes Imperium hat erzittern lassen: Andrej Sacharow.

Die alten Grenzen leben als *mental maps* länger fort in den Köpfen als in der Wirklichkeit. Der Lebensprozess geht über die Grenzen von gestern hinweg, man muss sie nicht einmal gekannt haben, um sich heute zurechtzufinden. Die italienischen Touristen, die sich heute auf dem Rynek, auf dem Marktplatz im Zentrum Krakaus zur Stadtführung einfinden, interessieren sich vor allem für die Beziehungen Polens und Italiens in der Renaissance, wie es kam, dass eine Sforza polnische Königin war, und sie wundern sich, dass so weit im Osten eine Stadt ist, die so sehr an Bologna, Parma oder Modena erinnert. Die deutschen und holländischen Senioren, die im Jugendstil-Bad des Hotel Gellert in Budapest ihre Bahnen ziehen, genießen die Sonderangebote, vergleichen das Preis-Leistungsverhältnis, müssen aber nichts wissen von dem, was sich 1956 auf der anderen Seite der Donau abgespielt hat. In der Eurovisions-Sendung des Fernsehens tauchen Städtenamen auf, die für die meisten bisher auf keiner Karte eingezeichnet waren: Tallinn zum Beispiel. Und in den Abendnachrichten lernt man gleichsam nebenher, dass die Stadt, aus der berichtet wird und wo mitten im Winter eine „Orangene Revolution“ stattfindet, eine der größten und ältesten europäischen Städte ist: Kiew. Kulturbeflissene Touristen lernen, dass es neben Barcelona und Brüssel noch eine andere Hauptstadt des europäischen Jugendstils gegeben hat – Riga – und entscheiden sich kurzfristig übers Wochenende für eine Städtetour dorthin. Andere wiederum, wie die Söhne der britischen Arbeiterklasse, besteigen die Low-Budget-Flieger von Ryan Air, weil sie gehört haben, dass der Sprit in den baltischen Staaten besonders preiswert ist, und so landen sie in der Altstadt von Tallinn oder Riga und wissen nicht, wie ihnen geschieht. Fallschirm-Springer in postmodernen Zeiten, abgesprungen über historischem Gelände.

Es ist der Lebensprozess selbst, der die Horizonte, in denen wir leben, in denen wir uns eingerichtet haben oder aus denen wir herausgefallen sind, definiert. Es ist die Bewältigung der Gegenwart, die die geschichtlich entfernten Regionen uns wieder in Sichtweite und ins Bewusstsein rückt. Die Studenten, die jetzt nicht nur nach Montpellier, sondern auch an die Karls-Universität nach Prag gehen können, tauchen nicht nur in andere akademische Milieus, sondern auch andere historische Umgebungen ein: die Prager Altstadt, die Theyn-Kirche, Tyho de

Brahes Astrolabium, Kafkas und Max Brods Stadt mit dem Wenzelsplatz und den Straßenzügen, durch die 1968 die Panzer der Warschauer Paktstaaten rollten, und die Stadt, von der aus man in einer Stunde Zugfahrt in der Festung Terezin, zu deutsch: Theresienstadt ist. Geschäftsleute eröffnen Filialen, und was sie interessiert ist, ob es eine ausreichende Infrastruktur, Verkehrsanbindung, geeignete Büroräume und halbwegs gute Gewinnaussichten gibt. So studieren sie die Immobilienangebote für ihre Niederlassungen in den neuen Wolkenkratzern am Plac Defilad in Warschau, vielleicht sogar im alten sowjetischen Kulturpalast, Stalins Geschenk an die Volksrepublik, oder die besten Lagen am Newski-Prospekt in Sankt-Petersburg. Das Leben bahnt sich zwar seinen Weg in historisch bedeutsamem Ambiente, aber es ist die Gegenwart, die regiert, nicht die Vergangenheit. Nur wenige von den LKW-Chauffeuren, die heute in endlosen Konvois auf der Strecke zwischen Berlin – Warschau – Minsk – Moskau unterwegs sind, machen sich Gedanken darüber, dass die Strecke durch ein Gelände verbrannter Erde führt. Sie interessiert die Logistik, der Service an Tankstellen und in Hotels, und dass sie just in time und ohne Bestechung und Überfälle ans Ziel gelangen.

Was vielleicht als impressionistische Skizze über das sich verändernde Europa verstanden werden könnte, ist in voller und systematischer Absicht gesagt: die geschichtliche Erinnerung, die Vergegenwärtigung der Vergangenheit ist keine aparte Angelegenheit – es sei denn für ganz und gar auf ihren Job fixierte Historiker –, sondern eingelagert in die Gegenwart, in den gegenwärtigen Lebensprozess. Und es ist jener Lebensprozess mit all seinen Zwängen, Konflikten, auch Möglichkeiten, der die Art und Weise der Erinnerung prägt. Sie mögen daraus eine Art Lob des Vergessens gegenüber einer allzu großen Fixierung auf die Geschichte heraushören, doch in Wahrheit plädiere ich – wie schon andere – für einen inspiriert-gelassenen Umgang mit der Geschichte, „jenseits von Geschichtsvergessenheit und Geschichtsversessenheit“, also jenseits von Indifferenz und Obsession.

Es ist keine Frage, dass so wie die geschichtlichen Erfahrungen der europäischen Völker verschieden sind, auch die geschichtlichen Perspektiven und Interpretationen different sind oder sein können. Auch dafür gibt es bereits genügend Beispiele. Für viele Menschen im östlichen Europa gibt es nicht nur den Horror der deutschen Besatzung, sondern auch die Schrecken der Roten Armee und des NKWD. Für viele Völker im östlichen Europa sind nicht nur Stutthof, Dachau oder Flossenbürg geläufige Namen, sondern Orte, von denen man im Westen meist noch nie gehört hat: Igarka, Kolyma, Karaganda, Norilsk. Auf Symbole und Zeichen, die im Westen – in weiten Kreisen jedenfalls – eher exotisch,

als Bestandteil einer politischen Folklore anmuten, reagieren andere, deren Leben im Namen dieser Zeichen und Symbole ruiniert worden ist, verständlicherweise ganz anders, und was den einen das Verbot des Hakenkreuzes im öffentlichen Raum ist, ist den anderen das Verbot von Hammer und Sichel. Viele der Völker im mittleren und östlichen Europa haben eine doppelte Erfahrung, eine traumatische Doppelerfahrung hinter sich gebracht, die ihre Erinnerung entscheidend geprägt hat. Aber auch zwischen den Völkern gibt es viel, ja überwältigend viel Stoff für differente Sichtweisen: Fast überall war die Geschichte im letzten Jahrhundert eine der Verletzungen, der Verschiebungen von Grenzen, Menschen, Minderheiten. Es wäre seltsam, wenn dies jetzt, wo alles endlich zur Sprache gebracht werden kann, verschwiegen würde.

Und doch: Es gibt keine separate, aparte Erinnerungskultur. Dies ist in meinen Augen eine wichtige Vorbemerkung zu einem Thema, das ich dankbar angenommen habe, weil es mir erlaubt – oder mich zwingt –, systematische Überlegungen über die Bedeutung der Wiedervereinigung Europas, speziell der Rückkehr des östlichen Europas in den Horizont der Westeuropäer, anzustellen und auszuformulieren. Dies soll in folgenden Schritten geschehen:

Erstens möchte ich auf die Neuentdeckung und Revision, auf das Neuschreiben der Geschichte nach 1989 im östlichen Europa eingehen. Es gibt darin eine Synchronizität, Plausibilität, Schlüssigkeit und Dynamik, die bedenkenswert sind. Sie läuft insgesamt auf eine Neubewertung, Umwertung der Geschichte hinaus – mit allen Ambivalenzen, die darin enthalten sind.

Zweitens möchte ich auf die Langzeitfolgen von Krieg und Nachkrieg für das westliche oder EU-Europa eingehen. Mehr als zwei Generationen sind in diesen Wahrnehmungshorizont hineingewachsen und es ist wiederum Sache von Generationen, nicht bloß Sache einer kurzatmigen Erziehungskampagne, von einer teileuropäischen Perspektive zu einer gesamteuropäischen zu gelangen.

Drittens soll auf die Besonderheiten der Formierung des geschichtlichen Bewusstseins und der geschichtlichen Wahrnehmung im östlichen Europa eingegangen werden: Es ist nicht so eindimensional, nicht so naiv wie dies häufig angenommen wird, besonders in Deutschland, das sich gleichsam als Avantgarde, wenn nicht gar als Weltmeister von Vergangenheitsbewältigung zu verstehen sich angewöhnt hat. Ich werde hier vor allem auf die spezifischen Windungen und Wirrungen einer anders gelaufenen Geschichte und ihrer komplizierten Aneignung eingehen.

Viertens und schließlich habe ich vor, ausgehend von meinen Beobachtungen, zu diskutieren, was man unter „Europäisierung“ des Wahr-

nehmungs- und Geschichtshorizonts verstehen könnte – und zwar jenseits von volkspädagogischen Absichten.

1989: Lösung der Zunge, „Unter dem Geröll hervor“, „Wiederkehr der Geschichte“

Eine bedeutende Textsammlung Alexander Solschenizyns aus den frühen 1970er Jahren hieß „Iz-pod glyb“, d.h. „Unter dem Geröll hervor“. Er meinte damit jenen mühsamen, aber atemberaubenden Prozess des tastenden Sprache- und Wortefindens nach einer langen Zeit erzwungenen Schweigens. Dieser Prozess des Zu-Atem-Kommens und der Wiederkehr einer Sprache, in der sich die geschichtlichen Erfahrungen formulieren ließen, war in den verschiedenen Ländern des ehemaligen Ostblocks verschieden, ungleichzeitig in Gang gekommen, in manchen Ländern – in Polen und Ungarn zum Beispiel – früher, in manchen – wie in der CSSR und in Ostdeutschland – später. Aber in einer Art Herstellung von Zeitgleichheit und in einer schwindelerregenden Beschleunigung kulminierte dieser Prozess im Jahre 1989. Das *annus mirabilis* ist gleichsam die Chiffre für die Wiederkehr des geschichtlichen Gedächtnisses, für die Wiedergewinnung der Sprache und für die Reformulierung der nationalen Narrative – auch wenn dies nicht ganz genau ist.

Die meisten von uns werden sich an diesen Vorgang noch erinnern. Er ist gekennzeichnet durch eine neue Sprache: die Zeit der Andeutungen, der äsopischen Sprache, der verklausulierten Rede, der Sklavensprache war zu Ende, und die Wahrheit oder das, was man dafür hielt, konnte beim Namen genannt werden. So wurden aus Fehlern und Vergehen die Verbrechen, die sie in Wahrheit waren, aus dem Subjektivismus und Voluntarismus einer regierenden Partei die Arroganz der Macht einer Clique, die die Kommandohöhen usurpiert hatte, aus einem utopischen Projekt ein Ausnahmezustand. Das Wiederfinden der Sprache war ein epochaler und wie ein Feuer sich ausbreitender Vorgang.

1989 war auch die Zeit des Bildersturms und der gestürzten Denkmäler. Fast alle „historischen Augenblicke“, an denen diese Zeit so reich war und die uns wie nie zuvor live übermittelt worden sind, waren begleitet oder akzentuiert von Denkmälern, die gestürzt, und von Denkmälern, die neu errichtet worden sind. In Moskau hob ein Krupp-Kran mit Unterstützung von Bergsteigern Felix Dshershinskis Skulptur vor der Lubjanka vom Sockel, und wenig später wurde auf die nun geräumte Verkehrsinsel vor dem Gebäude, in dem nach wie vor der Geheimdienst residiert, ein Felsblock vom ersten Konzentrationslager der Sowjetunion, den Solowki-Inseln, aufgerichtet. Es fielen die Insignien der alten

Macht, die Nationalhymnen, die Flaggen und es wurden neue entworfen oder alte, vorrevolutionäre wieder eingeführt. Kathedralen, die im Bildersturm von einst in die Luft gejagt worden waren, wurden in Rekordzeit wiedererrichtet. Überall die Wiederkehr von Symbolen und Geistern, die man historisch für erledigt gehalten hatte.

Die Archive, die Depots, in denen das Gedächtnis der Gesellschaft, der Nation gespeichert ist, wurden geöffnet. Eine Geschichtsarbeit, die bisher unter normalen Verhältnissen nur außerhalb des Landes, „im Westen“, hatte geleistet werden können, kam in Gang, mit einer Flut von Entdeckungen, Dokumentenpublikationen, Quelleditionen, die niemand mehr zu stoppen in der Lage war. Die Opfer, um die sich bisher niemand gekümmert hatte, hatten nun endlich ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Physiognomie, ihre Würde zurückbekommen.

Eine wahre Archäologie setzte überall ein. Die Karte der Geschichte wurde neu gezeichnet und die Karte der Erinnerung bekam neue Linien, neue Zentren und Knotenpunkte. Darin wurden eingezeichnet die Gefängnisse, in denen die Opfer verschwunden waren, die Lager, in denen Abertausende umgekommen waren, die Massengräber, von denen man bisher nichts gewusst hatte. So entstand eine neue Karte: mit Deportationsrouten, Lagern im hohen Norden, Massengräbern und Friedhöfen, die wie im Falle von Lewaschow polje in Leningrad oder Kuropaty in Minsk bald zu Gedenkstätten wurden. Die neue Archäologie förderte aber auch die Helden und Heldinnen ans Tageslicht, die Schriften, die verboten und verbannt waren, Gedichte, Erinnerungen, Memoiren, Tagebücher – kurzum alles, worin sich das geschichtliche Gedächtnis in Zeiten katastrophischer Umbrüche trotz allem artikuliert hatte. Eine Kultur, die zum Schweigen verurteilt war und in der es gar keine Sprache für die Übermittlung des Wissens, keine Brücke der Generationen gegeben hatte, fand sich zurückversetzt ins Gutenberg-Zeitalter, aus dem sie für Jahrzehnte herausgefallen war. Ein Normalisierungsschock von ungeheurer Wucht.

Die Überlebenden bekamen endlich den öffentlichen Raum, in dem ihre Stimme gehört wurde. Kurzum: Es entstand ein Raum, in dem sich die Normalisierung der geschichtlichen Erinnerung überhaupt erst vollziehen konnte. Es war die goldene Zeit der Reprints, die Zeit, in der eine Flut lange zurückgehaltener oder in den Schubladen liegender Erinnerungen losbrach, eine Zeit der Selbstentdeckung, Selbsterkundung und Selbstbeschreibung. Genres, die verschwunden und vertrocknet waren, entstanden neu: Biographien, Stadtbeschreibungen, Karten von Orten, über die es aus Geheimhaltungsgründen nie wahrheitsgemäße Karten gegeben hatte. Tote wurden exhumiert und umgebettet – so die Opfer der Niederschlagung des Ungarischen Aufstandes 1956 oder die im rus-

sischen Exil gestorbenen Koryphäen russischer Kultur und Gelehrsamkeit. Eine Bewegung der Restauration im buchstäblichen Sinne setzte ein: Palais und Kirchen, die zu Lagerhallen oder öffentlichen Toiletten geworden waren, wurden – oft im letzten Augenblick – wieder hergestellt.

Freilich wäre es notwendig, das im Einzelnen, für jeden Fall, für jedes Land und für jedes Milieu durchzubuchstabieren. In Warschau war dies anders als in Charkow, in Leningrad, das nun wieder Sankt Petersburg hieß, wiederum anders als in Moskau. Wenn ich dies nicht ohne ein gewisses Pathos wiedergebe, dann deshalb weil die Wucht, in der alles fast gleichzeitig ablief, bis heute in meiner Erinnerung nachwirkt: der Aufbruch einer freien Presse, die Freigabe der Archive, die Direktübertragungen der Fernsehstationen, die Umbenennung von Städten und Straßen, kurzum: der „Dekorationswechsel“, das äsopische Wort für Revolution.

Ein großer Kontinent wurde entdeckt und nach und nach erschlossen. Der riesige Kontinent einer unter Verschluss gehaltenen Vergangenheit, ein Kontinent aus weißen Flecken, darunter traumatische und die schmerzlichsten, die sich denken lassen, und die zu berühren viele gewarnt hatten: Würde man damit nicht eine Büchse der Pandora öffnen? Würde man damit nicht Wunden, die die Zeit angeblich längst hatte verheilen lassen, wieder aufreißen? Und würde nicht die so verstundene Erinnerung an Vergangenes zum größten Hindernis für die Verständigung der heute Lebenden werden?

Doch solchen Prozessen wohnt eine eigene Dynamik inne. Was einmal in Gang gekommen ist, lässt sich nur mühsam unter Kontrolle halten und schon gar nicht mehr verschweigen. Solche weißen Flecken, Tabus – wie sollte es anders sein – gab es fast überall: die nicht vollzogenen Rehabilitierungen der Stalin-Opfer, der Antisemitismus in einem vom nationalsozialistischen Judenmord verheerten Gelände, die Gräueltaten, die die unterdrückten Völker sich wechselseitig angetan hatten, die schäbige Behandlung der Minderheiten und die Gewalt, die nötig war, um endlich die so ersehnten und angeblich konfliktfreien „ethnisch homogenen“ Nationalstaaten zu schaffen, die ganze Orgie von Gewalt, Umsiedlung, Vertreibung, die über das östliche Europa hinweggegangen war; der Horror der deutschen Besatzung, die Heillosigkeit des Ineinanders von Partisanenkampf und Kollaboration, die Konjunktion von Helldunkel und Gemeinheit, wie sie in den Umständen der Zeit fast zwangsläufig war. Die Tilgung der weißen Flecken war etwas, wozu größter Mut, Zivilcourage, historischer Takt gehörten. Nicht alle haben die darin liegende Herausforderung wirklich angenommen oder bestanden. Das postsowjetische und postsozialistische östliche Europa ist daher auch ein

Kontinent der neuen Mythenbildung, der Flucht in die historische Legende, die Apologie und in Verschwörungsszenarien, die bekanntlich jene Entlastung gewähren, die weder geschichtliche Erinnerung noch wissenschaftliche Geschichtsschreibung zu bieten haben. So wimmelt es überall an der Stelle, wo die Helden von einst gestanden hatten, nun von neuen Helden, vorzugsweise nationalen. So stehen – oft auf denselben Sockeln und Podesten, auf denen die Leitfiguren von einst gestanden hatten – nun neue Väter der nationalen Geschichte. So werden aus Kollaborateuren, zu denen manche geworden waren, Helden des Widerstands, die sie zum Teil auch gewesen sind. Nur wer keine Ahnung hat von den geschichtlichen Turbulenzen im östlichen Europa, bricht hier schnell den Stab. Ich werde auf dieses Problem einer Geschichte, die sich nicht umstandslos als die reine Geschichte von Opfern oder Tätern erzählen lässt, zurückkommen.

Was ich hier zunächst – zusammenfassend – konstatieren möchte, ist dies: ein Vorgang, wie der von mir ansatz- und versuchsweise beschriebene: die Wiedergewinnung eines angemessenen Bildes von der eigenen Geschichte, von der Geschichte des östlichen Europa, wird die Koordinaten dessen, was wir als europäische Geschichte ansehen, verschieben. Das Bild, das die Europäer von sich haben konnten in der Zeit, als sie sich gegenüberstanden, als sie gleichsam in wechselseitiger Feindbeobachtung erstarrt waren, wird sich ändern zu einem Bild, in dem Dinge – nicht selten zum ersten Mal – zur Sprache gebracht worden sind. Die europäische Geschichte wird – das ist das Fazit – neu zusammengesetzt. Eine Geschichte, die dem Kontext des Nachkriegs, des Kalten Krieges enthoben ist, die sich jenseits der Rechtfertigungszwänge der Blöcke bewegt, die aus den polemischen und rechthaberischen Verspannungen der Blockkonfrontation heraus ist, wird einen anderen Ton entwickeln, und eine Geschichte, von der wir glaubten, wir kennten sie schon lange, wird noch einmal und neu erzählt.

Die Langzeitfolgen der Weltkriegsepoche und einer langen Nachkriegszeit in Europa: das Verschwinden des Ostens im Bewusstsein des westlichen Europa

Die Teilung Europas war ein epochaler Vorgang, umso mehr als sie auf dem Hintergrund der Zerstörung durch einen beispiellosen Krieg sich vollzogen hatte. Teilungen dieser Art sind keine *paper partitions*, nicht bloß Beschlüsse, die man von heute auf morgen umsetzt oder auch wieder revidiert, sondern fast tektonische Vorgänge von ungeheurer latenter

und oft manifester Gewalt. Solche Vorgänge sind dann abgeschlossen und gleichsam erfolgreich gewesen, wenn die Erinnerung getilgt ist und Dinge selbstverständlich geworden sind, die zuvor als undenkbar gegolten hatten, wenn etwas zur Gewohnheit geworden ist, was zuvor ausgeschlossen war. Dazu gehört z.B., dass man seine Freunde und Familienangehörigen nicht mehr besuchen kann, obwohl sie innerhalb ein und derselben Stadt leben; dazu gehört, wenn man nicht mehr tut, was für Generationen zuvor selbstverständlich gewesen war: zum Opernbesuch von Budapest nach Wien zu fahren oder umgekehrt. Dazu gehört, wenn Nachbarschaften unzugänglich und unerreichbar geworden sind, dafür aber das Ende der Welt zum Treffpunkt avancierte. Der neue Zustand ist dann glücklich hergestellt, wenn selbst der Phantomschmerz verschwunden ist – fast.

Europa, das 1945 aus den Erdlöchern kroch und das sich in einem halben Jahrhundert wieder halbwegs in Form gebracht hat – jede Hälfte auf ihre Weise: als Plattenbau West und Plattenbau Ost, als autogerechte Stadt hier und als weniger autogerechte Stadt dort, als postbürgerliche Gesellschaft hier und postproletarische dort, als Massenkultur mit Heino hier und Frank Schübel dort –, hatte angefangen in verschiedenen Hemisphären zu leben, und das bedeutet auch mit verschiedenen, oft rivalisierenden geschichtlichen Erinnerungen oder Meistererzählungen.

Im Nachhinein hat sich alles gefügt, und manche erblicken darin sogar eine Art List der Vernunft: Deutschland auf dem langen Weg nach Westen endlich in der Normalität angekommen und gefeit gegen alte und neue Sonderwege. Doch in Wahrheit hat sich Deutschland in einer unerhört gewaltsamen Geschichte aus der Mitte Europas herauskatapultiert, hat alle Beziehungen, die es über Jahrhunderte und über Generationen hin mit dem europäischen Osten aufgebaut hatte, gekappt. Deutschland nach dem Krieg, das ist das Resultat einer gewaltsamen Westverschiebung, die ihren ersten Impuls und ihren zerstörerischen Anfang in Deutschland selbst genommen hatte. Deutschland nach dem Krieg, in dem das alte Europa zugrunde gegangen ist: die Sprache, die einmal fast so etwas wie die *lingua franca* im mittleren und östlichen Europa gewesen war – sie war durch das Nazi-Regime zur Herrensprache, in der über Leben und Tod entschieden wurde, geworden. Man kann sich nicht genügend vor Augen führen, was mit Nazi-Deutschland im östlichen Europa alles zu Ende gegangen ist: ein kultureller Kontext, zu dem Universitäten gehörten, an die die Jugend des östlichen Europa, vor allem die aufstrebende jüdische, strebte; eine Literatur, die von Czernowitz bis Reval geschrieben und gelesen worden war; ein „Pester Lloyd“ und eine „Prager Zeitung“, die vor Ort hergestellt wurde und dort noch ihre Leserschaft gehabt hatte; einen ziemlich unkomplizierten Verkehr zwi-

schen den großen Metropolen und eine Dichte des Austausches von Gütern und Ideen, die in vieler Hinsicht bis heute nicht wieder erreicht worden ist: Man kann dies in den Erinnerungen von Stefan Zweig oder Vladimir Nabokov nachlesen. Die deutsche Herrschaft im mittleren und östlichen Europa hat das alles in einer geschichtlichen Sekunde in Flammen aufgehen lassen, und es kam eine lange Zeit, wo es einem geraten war, das Deutsche zu meiden, denn man hatte dort die Vokabeln von Polizei, Sonderkommando und Hiwis noch im Ohr. Das östliche Europa, für viele Deutsche im 19. und frühen 20. Jahrhundert noch Projektionsfläche für Aufbruch, koloniale und imperiale Träume, war am Ende zum Schauplatz deutscher Geschichte im 20. Jahrhundert par excellence geworden: dort wurde eine Herrschaft etabliert, die es so noch nirgends gegeben hatte; dort wurde ein Krieg geführt, der in seiner exterministischen Zielstrebigkeit ohne Beispiel war; dort gab es Großstädte, die zu Asche und Erdhügeln geworden waren. Coventry, Rotterdam, Oradour – das war im Westen. Der Osten war dort, wo Städte aufgehört hatten zu existieren, wo Bevölkerungen ganzer Landstriche verschwunden waren, es war der Verschiebebahnhof, auf dem ganze Völker hin und her bewegt, in die Lager oder ins Gas geschickt worden sind. Der eigentliche Knotenpunkt der deutschen Angelegenheiten im 20. Jahrhundert ist nicht irgendwo am Rhein oder im Transatlantischen, sondern ungefähr in dem Gelände, das zwischen Oder und Wolga, zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer sich erstreckt. Irgendwann schlug die Gewalt auf die Deutschen, die in diesem Raum lebten, zurück. Das Ende einer jahrhundertealten – ja: Symbiose. Es konnte danach wohl keine Deutschen in Reval/Tallinn, in Riga, in Wolhynien, keine Moskau-Deutschen, kein deutsch-jüdisches Czernowitz, kein deutsches Prag mehr geben. Der Osten wurde nun zum Synonym für die Schrecken, die die Deutschen, nun vor allem die Zivilisten selbst erfahren mussten: Menschenjagen, Flucht, Vertreibung, Umsiedlung, Verlust der alten Heimat, Gefangenschaft, Verlust eines großen Teils des Staatsgebiets, kurzum: die gewaltsame Westverschiebung.

Dem korrespondierte eine Flucht nach Westen, die ganz eigener Art war. Der Osten war nun, nachdem der heiße in einen kalten Krieg übergegangen und neue Allianzen an die Stelle der alten getreten waren, eine Welt, die man am besten hinter sich ließ und mit der man nichts mehr zu tun haben wollte: eine geistige Flucht nach Westen mit allem, was dazu gehörte: einer neuen Sprache, der neuen *lingua franca* der transatlantischen Welt, neuen intellektuellen Bezugspunkten – die Universitäten der amerikanischen Ostküste – und neuen massenkulturellen Attraktionen – die Studios von Warner Brothers und Walt Disney an der amerikanischen Westküste – und die Sicherheit, die ein neues politisches

Bündnis bieten konnte: eine NATO, in der auch Militärs aus der Wehrmacht neue Verwendung finden konnten. Die Spaltung Deutschlands und die Westwendung Westdeutschlands bei gleichzeitiger Unterwerfung Ostdeutschlands unter die sowjetische Herrschaft war ein durchdringender, eben nicht bloß politischer Vorgang: Er berührte Biographien, Lebensplanungen, Geschmacksfragen, die Frage, ob man ins *automobile age* hineinwuchs oder ohne Auto auskommen musste, ob man die Chance hatte, in Chicago zu studieren oder ob man an ein Institut in Prag oder Kiew delegiert wurde, ob man seinen Urlaub an der Costa Brava und Rimini oder am Plattensee und auf der Krim verbrachte. Das alles ist Stoff für den deutschen Bildungsroman in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hier interessiert nur eines: das Verschwinden der östlichen Welt aus dem Horizont der heranwachsenden Generation.

Marion Gräfin Dönhoff, die noch zwischen dem Gut Friedrichstein und der Universität Basel groß geworden ist, hat das Verschwinden der östlichen Welt in dem schmalen, aber genauen und ergreifenden Bändchen „Namen, die keiner mehr nennt“ festgehalten. Den europäischen Osten, die Ostprovinzen des Deutschen Reiches und alles, was damit verbunden war, war den Deutschen – West wie Ost – irgendwie abhanden gekommen. Das Feld war gleichsam kontaminiert. Auch war es unzugänglich geworden. Es gab Königsberg noch auf einem Straßenschild an einer Westberliner Kreuzung, als Symbol und Ausrufezeichen, aber aus Königsberg war Kaliningrad geworden. Die Güter, die Häuser und Höfe, auf denen Dönhoff und andere groß geworden waren, waren nun „unter sowjetischer oder polnischer Verwaltung“ und von anderen, selber Vertriebenen und Umgesiedelten bewohnt. Die Schienenstränge, die einmal in Berlin zusammengelaufen oder von dort ausgegangen waren, endeten an Grenzen, die ohne Sondergenehmigungen nicht überschritten werden konnten, oder an gesprengten Brücken, wo kein Weiterkommen möglich war. Endstationen überall, wo einmal der Verkehr geflossen war. Aber es hätte auch nicht allzu viele gegeben, die die Reise unternommen hätten: Zu bürokratisch waren die Hürden, zu unwirtlich und abweisend das Land, das einem immer fremder geworden war. Was man aus der alten Heimat mitgebracht hatte – Fotoalben, Stickereien, einen Koffer, Tauf- und Schulzeugnisse, Meisterbriefe –, es war nur noch für den Lastenausgleich gut oder für die Erinnerung. Das Wissen wurde immer schwächer, die Vorstellung immer fadenscheiniger. Und je länger man fort war von dort, umso weniger begriff man, dass dort etwas Neues heranwuchs, so dass am Ende – in den 1980er und 1990ern sich die Touristen, die sich in ihre alte Heimat auf den Weg gemacht hatten, nicht genug wundern konnten, was aus „ihren“ alten Städten geworden war:

Breslau-Wroclaw, nun wieder mit dem vielleicht schönsten Marktplatz in ganz Zentraleuropa.

Ja, das östliche Europa war uns abhanden gekommen, wir waren aus einem Zusammenhang herausgefallen, und wir empfanden es nicht einmal als allzu großen Verlust, weil der Zugewinn an Freiheiten, Wohlstand, Sicherheit mehr als genug entschädigte. Aber irgendetwas stimmte nicht, an dieser neuen Westlage, irgendetwas fehlte. Es gab Phantomschmerzen.

Als jemand, der nach dem Krieg geboren und in das geteilte Deutschland hinein gewachsen war, kann ich ziemlich genau, dieses Gefühl einer Abwesenheit von etwas artikulieren. Das östliche Europa kannte ich aus den immer wieder hervorbrechenden Erzählungen des Vaters, der Lemberg, Kriwoj Rog, Stalingrad gesehen hatte, ich kannte die Städte mit den Rauchsäulen, noch bevor ich selber dort gewesen war, von den Fotos in einer sorgfältig aufbewahrten Blechkiste. Ich hatte bei der obligatorischen Berlin-Reise in den frühen 60ern das Gefühl, dass der Krieg immer irgendwo noch spürbar war, und es gab an der Schule, die ich besuchte, sogar die Möglichkeit, Russisch bei einem DP zu lernen, der im Westen geblieben war. Aber die eigentliche Eröffnung war eine frühe Reise nach Prag. Prag in den frühen 60er Jahren – es hatte gerade die Kafka-Konferenz stattgefunden, das erste Zittern des kommenden Prager Frühlings war zu spüren, die Stadt war grau, schwarz, melancholisch – öffnete mir die Augen dafür, was wir verloren hatten, und von da an war ich tief überzeugt – bei aller Lust, durch Amerika zu reisen – dass Europa unvollständig war, dass irgend etwas fehlte, solange Prag, später dann: Budapest und Krakau und Warschau und all die anderen Städte außerhalb unseres Horizonts geblieben sind. Was immer an Romantik, an Nostalgie, an Exotismus und eigentümlichem Orientalismus im Spiel gewesen sein mochte, es ging um ganz ernste Dinge: um die Wiedervergegenwärtigung, um das Innwerden eines kulturellen Zusammenhangs, in dem die deutsche Geschichte sich ereignet hatte. Zu Kant und Schopenhauer gehörten Orte, an denen sie gelebt und gedacht hatten. Es gab eine deutsche Sprache, die sich „im Kolonialland“ und in Städten, in denen „Bücher und Menschen leben“, verfeinert hatte, es gab eine Welt, die vor der Selbstprovinzialisierung Deutschlands existiert hatte. Vieles von dem, was einen am alten, untergegangenen Europa faszinierte, hatte anderswo überlebt, auf der Lower East Side in New York etwa oder in den Zirkeln der Dissidenten und Intellektuellen in den mittel- und osteuropäischen Metropolen. Es waren sie, von denen eine Renaissance des Europäischen ausging und die den Deutschen halfen, sich wieder in die Welt hineinzudenken, aus der sie herausgefallen waren.

1989 kam dieses Europa, das es schon nicht mehr gab, über uns; keine Brüsseler Strategie und kein Europa-Plan – wie stark die Attraktivität der prosperierenden EU auch gewesen sein mag – hat die Umwälzung bewirkt, sondern die Leute vor Ort: in Danzig, in Stettin, in Moskau, in Budapest, in Prag und anderswo. Es waren sie, deren Blick immer stärker auf das westliche Europa ausgerichtet war als unserer auf das östliche, die einen europäischen Horizont haben wieder denkbar erscheinen lassen. Das östliche Europa hatte aufgehört zu sein, was es jahrzehntelang gewesen war: Ostblock, Warschauer Pakt, Comecon. Es erschien wieder als vielfältiger, an Sprachen und Kulturen reicher Raum, von dem wir recht wenig wussten, eine Kultur, nicht nur ein „politisches System“ oder eine „kommunistische Planwirtschaft“. Es war eine Welt, die ihre eigene Geschichte hatte. Und auf die waren wir wenig gefasst, als es soweit war.

Die Geschichte des östlichen Europa – die Wege einer schwierigen Aneignung

Die Vorstellung vom *annus mirabilis*, in dem alles anders wurde, ja sogar die Rede von der „Wende“ ist zu plakativ und nicht ganz zutreffend. Es wäre angemessener von einer langen Inkubationszeit, von der Zeit der Akkumulation zu sprechen, die an einem bestimmten Punkt, den ganzen Ostblock wie in einem Dominospiel abräumend, zusammenlief. Diese Inkubationszeit ist von äußerster Wichtigkeit, und sie müsste für jedes Land, für jede der Gesellschaften sowjetischen Typs gesondert verfolgt werden. Anpassungen, Berichtigungen, Korrekturen, Weiterentwicklungen des Bildes von der eigenen Geschichte hat es lange vorher gegeben. In diesem Sinne gab es kein Vakuum und keine Stunde Null. Fast alle osteuropäischen Gesellschaften hatten ihr Entstalinisierungserlebnis, wo mit den abstrusesten und obskuren Geschichtsdeutungen und Konstruktionen der Stalinzeit aufgeräumt worden war. Die gewaltsamen Eruptionen in Posen und Warschau 1956, auch in Budapest 1956, waren zugleich bedeutende Normalisierungsschübe eines gespannten und überspannten Geschichtsbewusstseins. So wie im so genannten Tauwetter die herrschende Ideologie mit der Realität mehr oder minder in Einklang gebracht wurde, so wurden auch die größten Geschichtsklitterungen über Bord geworfen. Man sprach inzwischen offen von den Manipulatoren und den Foltern, Memoiren und Romane begannen zu zirkulieren, die Verfemten von einst mussten wenigstens nicht mehr um ihr Leben fürchten. Ein weiterer Schub, die Verspanntheiten aufzulösen, war 1968, vor allem im Prager Frühling. Es kam nicht nur

zu einer Rehabilitierung der Opfer des Stalinismus, sondern zu einer Art Metadebatte über die Rolle von Ideologie, Basis und Überbau, die Bedeutung von Identität, von Empirie und Praxis für Theoriebildung. Und wiederum war die „Liberalisierung“ der öffentlichen Sphäre verbunden mit einer Kontaktaufnahme mit einer verschwundenen oder verbotenen Erinnerung und Geschichtskultur. Man erinnere sich hier nur an die Renaissance des Denkens T.G. Masaryks in der Tschechoslowakei, an die Wiederentdeckung der Zwischenkriegsmoderne. Am bedeutendsten für die Normalisierung des Geschichtsdiskurses ist aber nicht so sehr die sensationelle Veröffentlichung eines Romans oder eines Kunstwerkes, sondern die Herausbildung einer eigenständigen publizistischen Sphäre, die sich als antipolitische und autonome Gegenkultur verstand. In dieser autonomen, nicht zensierten und wohl auch nicht mehr zensierbaren Öffentlichkeit der Selbstverlage, also des Samizdat, wurden die großen Revisionen vorgenommen, die durch Verbote und Tabus blockierten Themen erörtert. Es war hier – in den Samizdat-Erzeugnissen und in den Seminaren der fliegenden Universitäten, in den oft über die westlichen Sender verbreiteten Texten –, wo alles möglich war, ein wahrer Ort des freien und wilden Denkens, das sich um die Parteiabgrenzungen und Lagerbildungen von Links und Rechts, von Nationalistisch und Kommunistisch und Liberal nicht mehr kümmerte, weil es um etwas Wichtigeres ging: um den Schutz eines Raumes, in dem die Pressionen einer äußeren Macht keine Rolle spielen durften. Hier war der Diskussionsort lange vor der Perestrojka, lange vor Glasnost für all die Themen, die dann die Welt erschüttern sollten. Die 1960er bis 1980er Jahre sind eine Zeit großer, erregender und klärender Debatten, auch wenn sie nicht an eine größere Öffentlichkeit gelangten. Die Organe und Zirkel, in denen die entscheidenden Fragen verhandelt wurden, waren die Generatoren jener kritischen Öffentlichkeit, die dann gleichsam mit einem Schlag bereitstand, als die alte Elite wankte und abdankte.

Alle wichtigen Fragen sind behandelt worden – wiederum länderspezifisch. Es ist schwierig hier einen Generalnenner zu definieren. In der Samizdat-Öffentlichkeit wurde über Widerstand und Komplizenschaft des Volkes oder der Intelligenzija in den Zeiten der Repressionen gesprochen, über die Rolle der Zivilcourage und des Konformismus, über die historischen Ursachen und Wege, die zur „Entartung“ in Gestalt des Stalinismus geführt hatten, über die Halbherzigkeit der Entstalinisierung usw. Aus diesem Untergrund wuchsen die großen Arbeiten hervor, die dann die Welt erschütterten: Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“. Im tschechoslowakischen Untergrund wurden die Lehren des Zusammenbruchs der Republik, aber auch – in Ansätzen – Verlauf, Ursachen und Folgen der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslo-

wakei diskutiert. Im polnischen Untergrund, der eigentlich schon mehr eine Art Parallelgesellschaft war, wurden die Erfahrungen des Kampfes gegen die NS-Besatzung, das Verhältnis von Juden und Polen, die Konflikte zwischen Polen und der Ukraine, aber auch die Vertreibung und Umsiedlung der Deutschen besprochen. Und im Kreis der Budapester Soziologenschule gab es kaum ein Thema, das nicht erörtert wurde. Am schwierigsten war die Herausbildung einer eigenständigen diskutierenden Gegenöffentlichkeit vermutlich in Ostdeutschland, wo die Gegenöffentlichkeit ja in Gestalt des täglichen Fernsehens, das über die Grenze kam, gegenwärtig war.

Es ist also, um es kurz zu machen, ganz verfehlt zu glauben, dass alles erst mit 1989 angefangen habe. Eine lange Inkubationsphase und eine sehr gründliche Erörterung unter den Bedingungen äußerer Unfreiheit – das bringt die Lage viel besser auf den Punkt, und eine Belehrung der osteuropäischen Gesellschaften in Sachen Vergangenheitsaufarbeitung etwa von einem deutschen Katheder herab steht überhaupt nicht an. Im Gegenteil: Die Deutschen, die sich für diese Probleme interessieren, können sehr viel lernen, vor allem eine Problematik, die für sie neu ist und die ungemein schwierig ist. Ich möchte sie kurz so zusammenfassen:

Das erste Problem liegt darin, dass die Geschichte dieser Völker im 20. Jahrhundert eine Geschichte zwischen zwei Großakteuren war, die sich auf ihrem Boden abgespielt hat. Deutsche und sowjetische Herrschaft haben dafür gesorgt, dass alle Vorgänge heillos ineinander verwoben und verwirrt sind, dass die inneren Prozesse in diesen Ländern sich verbunden haben mit Interventionen von außen, so dass Ursache und Wirkung, Verantwortlichkeit und Schuld, der ganze Komplex der Zuständigkeit äußerst unübersichtlich und schwierig zu entscheiden ist. Es bedarf einer eigenen Sprache, um die Doppelerfahrung des Massenmordes am polnischen Offizierskorps im Wald von Katyn und die Vernichtungspolitik der deutschen Einsatzkommandos im Generalgouvernement zusammenzubringen. Dies gilt fast für alle anderen Staaten „dazwischen“ auch. Die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung in Litauen, Lettland und Estland und die Massendeportationen eines großen Prozentsatzes der Bevölkerung dieser Länder gehören zusammen, und sie in einem Atemzug zu nennen, gibt eine historische Erfahrung wieder, ist nicht Gleichsetzung und Verharmlosung und Apologetik – jedenfalls nicht von vornherein. Der Streit um die Beseitigung von Denkmälern für die Rote Armee in Lettland und Estland ist eine ungemein komplizierte Angelegenheit, so kompliziert, dass man sie am liebsten nicht berührt sehen möchte, weil die Zeit noch nicht reif und der Takt sich noch nicht ausgebildet hat, um allen darin Involvierten – den Soldaten der Roten

Armee, die ihre Leben für die Befreiung von der deutschen Besatzung gegeben haben, und den Esten, die zum Opfer einer neuen Besetzung geworden sind – Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit einer Kultur der bedingten Reflexe ist hier gar nichts auszurichten. Man muss hier erst einmal zuhören und sich in eine Erfahrung vertiefen, bevor man Urteile abgibt und kurzen Prozess macht.

Ein zweites Beispiel für die unerhörte Kompliziertheit ist eine so lange kommunistische Herrschaftszeit wie die in der UdSSR, die ja immerhin mehrere Generationen betroffen hat. Hier wären zunächst die Sequenzen von Sterben und Tod, von denen meist keine Vorstellung herrscht, zu erwähnen: Ein erster Weltkrieg, dessen Opfer vergessen sind, weil sie immer im Schatten des folgenden Bürgerkrieges und der von ihm ausgelösten Hungersnöte gestanden hatten. Die Sequenz der Hunderttausende, ja Millionen von Toten, die im Verlauf der Kollektivierung und der Massendeportationen der sog. Kulaken ums Leben gekommen sind, nicht zuletzt jene halbe Million Menschen, die binnen eines knappen Jahres – während des Grossen Terrors 1937 – umgebracht worden ist. Dies alles aber im Schatten einer Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, die rund 27 Millionen Menschenleben auf sowjetischem Territorium gefordert hatte – gar nicht zu reden von der Hungersnot der ersten beiden Friedensjahre. Es gibt – trotz Alexander Solschenizyn und Vasilij Grossman – keine Sprache, die all das auf einen Nenner bringen könnte. Es hat für Jahrzehnte keinen Raum gegeben, in dem die Namen, die Schicksale, die Gesichter hätten gezeigt, zu Gehör gebracht werden können. Es gab viele Gründe für dieses Schweigen: ein Regime, das von seinen Verbrechen nichts wissen wollte, eine herrschende Nomenklatura, die Angst hatte, zur Verantwortung gezogen zu werden; die Abwesenheit einer Siegermacht, die ein zweites Nürnberg hätte veranstalten können; die Scham der aus den Lagern Zurückgekehrten, als „Feinde des Volkes“ Verurteilten, von ihren Leiden zu sprechen. Vor allem aber ist es die Kompliziertheit der Verhältnisse selbst. Viele, die in den Säuberungen Opfer geworden waren, sind zuvor, in der Kollektivierung, Täter gewesen. Viele, die in der Säuberung nach oben avanciert sind, sind im Großen Vaterländischen Krieg in den Fleischwolf des Krieges geraten. Ganze Jahrgänge sind so aus dem Zyklus der Generationen verschwunden. Viele, die „mitgemacht“ haben, sind selber zum Opfer des Systems geworden – eine Situation, auf die sich die ausschließlich auf das deutsche Desaster Fixierten kaum einen Reim machen können.

Es besteht für mich kein Zweifel, dass erst dann, wenn all jene namenlosen Millionen benannt, erwähnt, zu Gehör gebracht sind, dass erst dann ernsthaft von einer europäischen Erinnerung gesprochen werden kann. Es gibt mehrere Epizentren der europäischen Fortschritts- und

Leidensgeschichten, und niemand hat das Recht, von den einen Opfern zu sprechen, aber die anderen zu verschweigen.

Es gibt vermutlich bisher nur einen Schriftsteller, der die Erfahrung, die gedankliche und sprachliche Kraft besaß, um diese Doppelkatastrophe fassen zu können, Vasilij Grossman, der Kriegsberichterstatte der Roten Armee, der Koautor des Schwarzbuches zur Ermordung der sowjetischen Juden, der Reporter aus dem befreiten Vernichtungslager Treblinka, der Verfasser eines ersten Romans über die Kollektivierung und der Autor von „Leben und Schicksal“, eines Buches, das zu seinen Lebzeiten nicht hatte erscheinen können. Es ist allen – besonders auch Historikern – zu empfehlen, die sich eine europäische Geschichte im 20. Jahrhundert nicht anders vorstellen können als im Hickhack eines sogenannten „deutschen Historikerstreits“. Eine solche Lektüre weitet, ja verschiebt den Horizont. Man kann über europäische Geschichte danach nicht mehr sprechen wie man es vorher gewohnt war zu tun.

Was heißt Europäisierung des geschichtlichen Gedächtnisses?

Es kann nicht darum gehen, so etwas wie ein „europäisches Gedächtnis“ zu „konzipieren“, ein Panorama europäischer Erinnerung auszumalen, nicht einmal in groben Zügen, geschweige denn in Details. Ein europäisches Gedächtnis kann nie weiter sein als die Kultur, die sie hervorbringt oder die sie nötig hat. Die Visionen eines europäischen Gedächtnisraums, so sie denn entworfen werden, haben daher etwas Angestregtes, Forciertes, Künstliches. Erinnerungs- und Gedächtniskulturen lassen sich nicht machen und nicht veranstalten, sie wachsen – oder auch nicht.

Es gibt meines Erachtens ein ziemlich genaues Kriterium für die Entstehung eines nachdrücklich europäischen Gedächtnisraumes: Dies ist einerseits ein Empfinden, dass die zentralen geschichtlichen Ereignisse nur angemessen erinnert und vergegenwärtigt werden können, wenn man die Grenzen der Nationalstaatlichkeit, auch eines nationalen kollektiven Gedächtnisses hinter sich lässt oder doch jedenfalls nicht als die ultimative Grenze akzeptiert. Und dies ist andererseits ein Empfinden dafür, dass das Europäische in der Gedächtniskultur nicht herbeigeredet und konstruiert werden kann, sondern seine Zeit braucht, Zeit zum Wachsen. Europäisierung des Gedächtnisses ist also angesiedelt zwischen forcierter Konstruktion und künstlicher Begrenzung auf den Rahmen des Nationalstaatlichen (oder Regionalen oder Lokalen oder sonst Gruppenspezifischen). Über Europäisierung des Gedächtnisses zu reden ist daher eher ein Gespräch über die Modalitäten für die Genese eines

lebendigen Geschichtsbewusstseins als ein Gespräch über konkrete Formen und Inhalte. Dies ist bitte nicht als Ausflucht zu verstehen, wie Sie sogleich bemerken werden.

Ich kann die Hauptmomente, wenn es um die Modalitäten eines europäischen Geschichtsbewusstseins und einer Gedächtniskultur geht, in folgenden Punkten – schematisch – zusammenfassen:

Erstens: Der Zusammenhang der europäischen Geschichte, namentlich der großen und umwälzenden und traumatischen Ereignisse der europäischen Geschichte – namentlich im 20. Jahrhundert, aber nicht nur da (man denke nur an die Napoleonischen Kriege) – sind grenzüberschreitend. Sie waren europäisch in dem fundamentalen Sinne, dass sie charakteristisch, maßgeblich, schrittmachend für die Entwicklung der europäischen Zivilisation waren – ob es sich nun um die Prozesse der Industrialisierung, der Aufklärung, der Urbanisierung, der Säkularisierung, des Kapitalismus, der Arbeiterbewegung, des Nationalismus handelte oder um künstlerische Strömungen und Bewegungen wie Romantik, Impressionismus, Symbolismus, Expressionismus, Futurismus und so weiter. Es wäre pure Künstlichkeit, diesen all-europäischen Zusammenhang auflösen zu wollen, umgekehrt: Man muss ihm folgen, wenn man ihn verstehen will.

Zum Relief der europäischen Zivilisation gehört aber auch das Nationalstaatliche, das Regionale, das Lokale, das Gruppen- oder Klassenspezifische. Die großen Bewegungen oder Strömungen existieren daher nur in einer konkreten Ausformung und Ausprägung, als deutscher Expressionismus, als italienischer oder russischer Futurismus. Darin besteht ja gerade die ganze Kompliziertheit und der ganze Reichtum der europäischen Kultur und Geschichte.

Das gilt in einem eminenten Maße für die traumatischen Ereignisse im Europa des 20. Jahrhunderts: für die Kriege, Revolutionen, Bürgerkriege, Zwangswanderungen, ethnischen und sozialen Säuberungen und Bevölkerungstransfers großen Stils, für die Erfahrung totaler Staatsmacht und totalitärer Gewalt. Die Narrative der Nationalgeschichte greifen hier zu kurz, wie der Blick auf jedes beliebige „Großereignis“ sogleich lehrt.

Zweitens: Es gibt wohl keine Erinnerung und kein Gedächtnis ohne konkrete Erfahrung und Anschauung. Erinnerung ist an unmittelbare und eigene Erfahrung gebunden, das Gedenken kann auch vermittelt werden. Erinnerung und Gedächtnis leben von Erfahrung und von Anschauung, von Erlebtem und noch mehr von Erlittenem. Es kann nicht erinnert werden, es kann dessen nicht gedacht werden, wovon man nicht weiß, wovon es nicht die blasseste Ahnung gibt. Umgekehrt kann es sein, dass die unmittelbare eigene Erfahrung, das eigene Erleiden und

die unmittelbare Anschauung alles Erleben und Erleiden anderer als zweitrangig, sekundär erscheinen lässt. Wer noch nie von der Deportation von zwei Millionen sog. Kulaken gehört hat oder gar meint, es handle sich um eine rhetorische Formel antikommunistischer Propaganda, kann dieses zentrale Ereignis einer europäischen Leidensgeschichte auch nicht an sich heranlassen oder in seinen Horizont aufnehmen. Europäisches Gedächtnis hat etwas zu tun mit Wissen, was in Europa passiert ist. Die Perspektive aus den Lagern des Kalten Krieges auf die europäische Geschichtslandschaft ist vermutlich eine andere als die nach dem Ende des Kalten Krieges. Sie wird mehr integrativ als kontrastiv sein, mehr auf die Wechselwirkungen abzielen als auf isolierte Geschichtsverläufe. Es besteht gleichsam die Chance für neue Narrative, und, wie auf dem Buchmarkt und den Titeln der Neuerscheinungen von Gert Mak, Norman Davies und Tony Judt zu sehen ist, nicht ohne Erfolg.

Drittens: Eine neue Geschichtswahrnehmung und Geschichtserzählung kommt nicht aus ohne konkrete Anhaltspunkte, denn alle Geschichte spielt nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum, an bestimmten Orten. Wenn die Geschichte der Gedächtnisorte, die Geschichte der *lieux de mémoire* nicht so sehr inflationär geworden wäre und damit einen guten Teil ihrer Präzision und Schärfe eingebüßt hätte, könnte man von einer Neuvermessung der europäischen Gedächtnislandschaft und Gedächtnisorte sprechen. Das ist Verdun, aber auch Stalingrad, das ist Omaha Beach, aber auch der Kursker Bogen, das ist Dachau, aber auch Workuta, das Paris der Weltausstellung 1900 oder 1937, Berlin 1933 oder Petrograd 1917. Was mir mindestens ebenso wichtig und nicht minder reizvoll erscheint, ist eine Neukartierung Europas nach „Zeitschichten“, wie das Reinhart Koselleck genannt hat. Es ist längst überfällig, diese Spät- und Langzeitfolgen der Kalten-Kriegs-Teilung der Wahrnehmung systematisch anzugehen. Ich habe das für das Feld der Architekturstile versucht: Europas Karte der *fin-de-siècle*-Kultur ist eben unvollständig und geradezu lächerlich asymmetrisch, solange darauf nur Wien, Paris und Berlin verzeichnet sind, nicht aber Sankt Petersburg. Die europäische Welle des *art nouveau* endet nicht in Brüssel und Barcelona, sondern schließt Helsinki und Riga ein. Die Kriegsfronten verlaufen nicht nur an Marne und Somme, sondern in Galizien und in Kurland. Der Aufbruch in der Zwischenkriegszeit hat seine eigenen Zentren; das ist nicht nur Berlin oder Moskau, sondern Prag, Brünn, Bukarest, Rotterdam. Ich bin überzeugt, dass die Einzeichnung dieser Referenzpunkte und Referenzorte die Karte des europäischen Gedächtnisses nachhaltig ändern wird.

Dies sind alles Voraussetzungen für die Weitung, für die Umprägung der geschichtlichen Wahrnehmung, noch nicht die Sache selbst, noch nicht die Erzählung einer ebenso schlüssigen wie komplexen Geschichte Europas, die der rote Faden eines europäischen Gedächtnisses wäre.

Hier mag vielleicht ein Mini-Exkurs aus gegebenem Anlass erlaubt sein, da ich in dieser Sache engagiert bin und lange darüber nachgedacht habe. Ich bin seit vielen Jahren der Auffassung, dass die gewaltsamen Bevölkerungsbewegungen im Europa des 20. Jahrhunderts in der Forschung grob vernachlässigt worden sind, und dass die kulturellen Folgen der Westverschiebung Deutschlands als Folge des von Deutschland entfesselten Zweiten Weltkrieges bisher nicht wirklich aufgearbeitet worden sind – es gibt also durchaus noch Felder, die nicht „überforscht“ sind. Aus diesem Grunde war ich für Dokumentation, Präsentation und Forschung zum gesamten Vertreibungs- und Umsiedlungskomplex. Bekanntlich liegen hier unterschiedliche Wahrnehmungen, Sensibilitäten, Akzentsetzungen vor – wie sollte es auch anders sein. Die Chance, die die Zeit nach 1989 geboten hatte, war, diesen hoch-sensiblen und hoch-traumatischen Komplex endlich in vollem Umfang zur Sprache zu bringen und somit zu erledigen – um den Kopf frei zu haben für die wirklich wichtigen Dinge: die Bewältigung der Gegenwart. Es bestand die Chance der Öffnung, des neuen Zugangs zu Materialien, eine Bereitschaft zuzuhören, eine allgemeine Entpolitisierung und Entideologisierung des Komplexes. Aber es kam – vorübergehend wenigstens – anders. Die Sache wurde wieder politisiert, zum Gegenstand von Parteikontroversen und egoistischen Profilierungsversuchen. Eine Sache von gesamtnationaler und gesamteuropäischer Brisanz – die Vertreibung und Umsiedlung betraf eben nicht nur die Vertriebenen, sie war eben nicht nur eine deutsche oder polnische Angelegenheit – wurde wieder zur Parteiangelegenheit heruntergewirtschaftet, eine vertane Chance wie einige andere auch.

Was könnte das positive Ergebnis einer entstehenden dezidiert europäischen Gedächtniskultur sein? Kein europäisches Gedächtnis, kein homogenes Narrativ aus einem Guss, kein kurzer Lehrgang in europäischer Geschichte, sondern die Entstehung eines geschützten Raumes für den Strom der Erzählungen, die jetzt, am Ende des Kalten Krieges und am Ende der Verfeindung möglich geworden sind. Für viele ist das zu wenig. In meinen Augen ist es das Schwierigste überhaupt. Denn es bedeutete die Verteidigung eines geschützten Raumes, einer Sphäre von Öffentlichkeit, die den Pressionen von außen, von gleich wem standhält, und sich die Freiheit bewahrt und die Zumutungen aushält, die in den Erzählungen präzedenzlosen Unglücks im Europa des 20. Jahrhunderts enthalten sind. Die Zumutungen auszuhalten, das ist schwer genug. Ge-

dächtnis hat nichts mit Gedächtnis- und Versöhnungskitsch zu tun. Daher ist die Arbeit an einem europäischen Gedächtnis etwas Hartes, Forderndes, nichts Einfaches und schon gar nichts Kitschiges. Aber es ist die Arbeit, auf die wir, in Zeiten des Kalten Krieges, lange genug gewartet haben. Jetzt können wir sie endlich machen.

